



Pustebly In unserer Reihe „Kleine Forscher“ geht es um Experimente mit Glas und Luft. **Seite III**

Geschichte Starke Sprüche, starkes Leben – vor 125 Jahren wurde der Publizist Kurt Tucholsky geboren. **Seite V**



Freizeit & Familie Die neuesten Modetrends – mini und maxi. Neu? Von wegen: Das gab es doch alles schon einmal, in den 60-er Jahren. **Seite VI**

Humor Die Flosse auf dem Foto ist Ausdruck eines ungewöhnlichen Hobbys, das um sich greift. **Seite VII**



Volksstimme Wochenend-Magazin

www.volksstimme.de

Sonnabend, 10. Januar 2015



Gertrud Berger, Mutter von Ingeburg und zwei weiteren Kindern, starb am 16. Januar 1945 bei einem Luftangriff auf Magdeburg. Die Briefe ihres Mannes Hermann Berger aus dem Krieg und der Kriegsgefangenschaft begannen noch sieben Monate später mit den Worten: „Meine liebe Gertrud ...“ Die Briefe mit der Nachricht vom Tod seiner Frau erreichten ihn nicht. Foto: Privat

Der Tag, an dem meine Mama starb

Erinnerungen einer 87-jährigen Magdeburgerin an den 16. Januar 1945.

Aufgeschrieben von Katja Lenßen

Wieder naht der 16. Januar. Seltsam. Je weiter der 16. Januar 1945 zurückliegt, desto häufiger und intensiver muss ich an ihn denken. Je älter ich werde – und mittlerweile bin ich siebenundachtzig –, desto mehr nimmt er mich mit. Obwohl ich sonst eine wahre Frohnatur bin: aufgewecktes Mittelkind Ingeburg (ja, unbedingt mit „u“, bitte!) zwischen einer älteren, ernsteren Schwester (Ursula) und einem kleineren, fidelen Bruder (Horst). Beide sind sie schon tot, dabei war ich diejenige, von der Vater angesichts meiner vielen, oft schweren Kinderkrankheiten einmal heimlich gemeint hatte: „Ach lieber Gott, wenn es unsere Inge doch immer so schwer hat, dann nimm sie doch zu dir.“

Gott jedoch fand, ich sollte noch eine Weile bleiben. Wir waren eine überaus rege fünfköpfige Familie. Als ich sechs war, zogen wir in eine nigelneue Siedlung: Erstbezug in der Rothenseerstraße 34. Eckhaus. Wunderschön. Ein kleines Schlafzimmer, ein kleines Wohnzimmer, winziges Bad, aber eine große Wohnküche mit gemütlicher Chaiselongue – meinem Domizil. Dort saß oder lag ich tags und nachts und war immer mittendrin. Außerdem lernte ich auf diese Weise kochen, schaute Mama bei jeder Gelegenheit über die Schulter.

Unser Vater, in früheren Zeiten Buchhandel-Vertreter, der über Land den Menschen Bücher und Zeitschriften brachte, wurde Soldat. Als ewiger Hansdampf-in-allem-Gassen bewegte er sich aber die meiste Zeit hinter der Front. Die Truppe wusste sein ausgesprochenes Organisations-talent zu schätzen.

Am Morgen des 16. Januar 1945

gingen wir alle vier aus dem Haus: der pfiffige Horst zur Bürokaufmannslehre, die zurückhaltende Ursel ins Büro als Stenotypistin, die aufgeweckte Inge ins Fotogeschäft, denn ich wollte Fotolaborantin werden, stand bereits kurz vor dem Abschluss.

Mama musste in die Konsummühle in der Sieverstorstraße zum Arbeitsdienst. Seit Horst im Vorjahr vierzehn geworden war, musste sie sich nach Frauenart am Krieg beteiligen. Sie ging also in die Fabrik. Wie oft schon hatte sie uns von ihren Ängsten erzählt, wenn sie und unzählige andere Frauen bei Luftangriffen in den Keller verschwand, sich gegenseitig tröstend an den Händen hielten, die schweren Maschinen wenige Meter über ihren Köpfen wendend. Wenn dort mal eine Bombe einschlug ...

Wie an jedem anderen Dienstag arbeitete ich also vormittags, entwickelte Fotos, verkaufte Filme. Dann: Sirenen. Luftangriff. Meine Chefin schnappte sich ihr Fahrrad und radelte zum Bunker unter dem Nikolaiplatz. Das war sozusagen ihr Stambunker. Vom Lorenzweg aus aber trennten uns anderthalb Kilometer bis dorthin. Zwanzig Minuten zu Fuß. Viel zu weit bei Alarm.

Zurückgelassen sahen wir uns an, das Lehrlingsmädchen aus dem ersten Jahr und ich: „Wohin?“ Ich, die Ältere, gab den Ton an: „Der Keller hier hat Doppeltiefe. Da geh' ich nicht rein. Hier werden wir höchstens verschüttet. Das ist mir unheimlich. Komm! Wir gehen Richtung Stadt. Mal sehen.“

Wir stiefelten los. Kurz vor dem Zentraltheater sahen wir die Bomber am blauen Himmel über uns dahinziehen. „Los, schnell, der nächste Keller ist unserer.“ Schon verschwanden wir im Untergeschoss irgendeines Wohnhauses und quetschten uns zwischen Unbekannte. Es rumste und schepperte. Ich dachte: „Wenn ich jetzt hier sterbe, wird niemand wissen, wer ich bin. Das mach' ich nie wieder. Wenn ich hier lebend rauskomme, gehe ich nur noch in Keller, in denen mich die Menschen kennen.“

Der Mittagsangriff zog vorüber, und wir liefen zurück zum Fotola-

den. Meine Chefin – sonst mittelmäßig mitfühlend – schien besorgt und schlug mir vor, mit ihrem Fahrrad in die Konsummühle zu fahren, um nach meiner Mutter zu schauen. Sie musste wohl im Bunker irgendetwas aufgeschnappt haben.

Widerwillig nahm ich ihr Rad und machte mich auf den Weg. Ursel kam mir entgegengeläufig. Auch sie war in Sorge. Ich nicht. Ursel wollte mich direkt begleiten, doch ich schickte sie mit beruhigenden Worten zurück ins Büro: „Ich schau nach Mama, wird schon nicht so schlimm sein. Mit dem Fahrrad bin ich auch viel schneller, als wenn wir beide zu Fuß gehen.“ Wie sich allerdings herausstellte, sollte mir das Fahrrad keine große Hilfe sein, denn angesichts des verhaschten Bodens musste ich es doch die meiste Zeit schieben.

Angekommen in der Sieverstorstraße, traf ich auf Himmel und Menschen. Ein einziges Durcheinander. Etwas Schlimmes musste geschehen sein. Ich schob das Rad behutsam durch die sich hektisch bewegende Menschenmasse. Es war ein bisschen, als machten mir die Leute Platz, als wüssten sie, was ich noch nicht ahnte.

Plötzlich sah ich wenige Meter vor mir zwei junge Sanitäter, auf den Schultern eine Trage, darauf eine Frau, einen Schal modisch zum Turban um den Kopf geschlungen.

„Die Frau hat den gleichen Schal wie Mama“, ging es mir durch den Kopf. Dann blitzartig: „Das ist Mama. Das ist Mamas Schal, der Schal, den sie mir so oft ausleiht.“ Ihre rötlichen Haare lugten unter dem Stoff hervor, darin eine noch röttere Blutspr. „Mama!“

Ich klammerte mich an das Rad der Chefin. „Bloß nicht fallen lassen, das ist nicht meins, ich muss es wieder zurückbringen.“

Ich folgte den Sanitätern

die Straße entlang bis zum Tor des mir aus Kindertagen vertrauten Schulgeländes in der Stendaler Straße. Einer der Sanitäter drehte sich nach mir um: „Gehören Sie hier dazu?“ „Ja.“ „Dann folgen Sie uns.“ Sie stiegen die Treppen hinab in den Keller des Gebäudes, gaben acht, dass Mama nicht von der Trage rutschte. Dann verschwanden sie mit ihr in einem der vielen Räume. Eine Krankenschwester wies mich an, auf einer der Bänke Platz zu nehmen und zu warten.

Ich wartete. Später erschien auch Ursel. Sie hatte keine Ruhe gehabt. Die Ewigkeit hätte nicht länger sein können. Dann kam wieder eine Krankenschwester: „Es ist wohl besser, Sie gehen jetzt. Wir konnten

nichts mehr für Ihre Mutter tun. Die Verletzungen waren zu schwer. Dies hier trug sie bei sich.“ Sie drückte mir Mamas Tasche in die Hand.

„Wir möchten sie gern noch einmal sehen.“ „Tun Sie sich das nicht an! Behalten Sie sie so in Erinnerung, wie sie war. Es tut mir leid, auf Wiedersehen.“

Mama war tot. Ausgelöscht. Genau so gestorben, wie immer befürchtet, geahnt.

Wir traten aus dem Keller auf den Schulhof, sprachen kein Wort – Mama tot –, liefen direkt in das große Wohnhaus, in dem unsere Großmutter Deye, Mamas Mama, lebte. Sie stand mit vielen anderen im Hof, sah uns und wusste ohne ein Wort Bescheid: Sie hatte auch ihr zweites Kind verloren. Nachdem sie ein paar Habseligkeiten zusammengekratzt hatte, begleitete sie uns nach Hause, wo wir auf unseren Bruder warteten.

Irgendwann im Laufe dieses von aller Welt entrückten Nachmittags öffnete ich Mamas Tasche: Kleinkram, der Arbeitsausweis der Konsummühle, ihre Brotbüchse. Ich hob den Deckel ab und fand eine Stulle mit hauchdünner Margarine und noch weniger Marmelade. Die Wurst hatte sie immer uns gelassen, ohne ein Wort. Das hatten wir gar nicht gewusst. Ich musste bitterlich weinen.

Fortsetzung Seite II

Fortsetzung von Seite I

Als Horst eintraf, hatte er es schon gehört. Füreinander, miteinander fanden wir keine Worte. Jeder trug seinen Schmerz allein. Die Nachbarn von oben – Bethges – kamen herunter. Onkel Jule und Tante Hedchen aus Ostelbien stießen am Abend hinzu: Trost zu spenden, das Nötigste zu richten. Auch Wolfgang, meine erste große, auf Heimaturlaub befindliche Jugendliebe, klopfte an unsere Tür. Dann Viertelzehn abends erneut Fliegeralarm. Alle stürzten in den Keller. Nein, nicht alle. Eine fehlte. Eine war tot.

Die pure Zerstörung brach über Magdeburg herein.

Ich hatte das erste Mal richtige Todesangst.

Mama war schon tot. Warum sollte es nicht auch uns treffen? So laut, so unbarmherzig, so wütend war noch kein anderer Angriff über uns hinweggefegt. Was ging da nur alles in Feuer und Flammen auf? Wir hörten und spürten es: Diese Bombardierung war zerstörerischer als jede vorherige.

Wenn Onkel und Tante nun hier starben? Jenseits der Elbe in ihrem Zuhause wären sie bestimmt sicherer gewesen. Wegen uns waren sie nun in Lebensgefahr. Wenn das nur vorüberging! Mama ist tot. Mama ist tot. Aber ich will leben! Wäre Mama heute nicht gestorben, dann säße ich jetzt mit Wolfgang nicht hier im Keller, sondern in der Innenstadt im Kino – mittendrin in diesem Inferno ...

Auch der schlimmste aller Angriffe fand irgendwann sein Ende. Wir stiegen wieder hinauf in unsere Wohnung. Dort saßen wir, warteten auf das Morgengrauen des kommenden Mittwochs, bis irgendjemand plötzlich fragte: „Inge, hast du dir Mamas Eherring geben lassen? Für Vater?“ Nein, das hatte ich nicht. An Mamas Eherring hatte ich keine Sekunde gedacht. Nur an sie. Immer an sie. Ach, wäre Horst ein Jahr jünger gewesen, dann hätte sie noch nicht in die Fabrik gehen müssen! Mama. Mama!

Im Trüben des neuen Morgens liefen wir zwei Schwestern zurück aufs Schulgelände. Wir wollten unsere Mama nun doch noch einmal sehen. Diesmal würden wir uns nicht abwimmeln lassen. Und den Ring wollten wir auch holen. Den würden wir für Papa aufbewahren.

Überall hing der beißende Rauch verbrannter Häuser, Straßen und Besitztümer. „Die Toten liegen in der Turnhalle. Über Nacht sind es noch viel mehr geworden. Schauen Sie nach, ob Sie Ihre Mutter dort finden.“

Wir betraten die Halle, in der ich Jahre zuvor Hockstrecksprünge und Liegestütze hatte machen müssen. Nun lagen dort reihenweise mit Tüchern abgedeckte Leichen. Ich hob das Erste hoch. Gott im Himmel. Die leer gewordenen Augen eines sicher einmal schönen Menschen starrten ins Nichts. Das war nicht unsere Mama. Das nächste Tuch. Auch nicht Mama. Ursel und ich hoben noch zwei, drei Tücher hoch, dann stürmten wir hinaus. Er war einfach unerträglich, der Anblick der Toten. „Sie können es auch auf dem Westfriedhof versuchen. Alle Opfer der letzten Angriffe werden dorthin gebracht. Vielleicht ist Ihre Mutter schon dort.“

Unsicher machten wir uns auf den Weg. Weitere Totentücher würden wir nicht heben, doch das Finden des Ringes war unser innerer Wegweiser, eine unaufschiebbare, unbedingt zu erledigende Aufgabe.

Der Weg hinüber nach Wilhelmstadt stellte sich als beschwerlicher denn vorstellbar heraus. Nicht nur unsere Mama war gestern gestorben. Auch unsere Heimatstadt lag niedergestreckt zu unseren Füßen. Wir krochen über Trümmer, durchquerten entstellte, nicht mehr wiederzuerkennende Straßen. Der Weg wurde weit und weiter.

Dann sahen wir das große Friedhofstor. Menschen liefen hinein und heraus. Chaos. Wir bogen von der Hauptstraße in die Zufahrt. Dort lagen sie, die Toten. Reihe um Reihe. Hunderte. Eine davon sollte, konnte, musste unsere Mama sein. Wir schauten einander an, fühlten keinen Mut, keine Kraft, keine Zu-

versicht mehr. „Ursel, es ist Mamas Ring. Soll sie mit ihm begraben werden. Sie würde nicht wollen, dass wir uns um des Ringes willen quälen.“ „Du hast Recht. Lass uns nach Hause gehen.“

So unabdingbar uns das Finden des Ringes eben noch erschienen war, so hoffnungslos war es plötzlich geworden. Papa würde uns verzeihen. Was half ihm der Ring ohne seine Frau?

Mamas Kollegin besuchte uns,

eine sehr freundliche Kollegin. Sie hatte gar nicht weit weg von Mama im Keller gesessen, als die Maschinen herunterkamen. Um einen Meter oder gar nur einen halben hatte das Schicksal entschieden, wer leben und wer sterben sollte.

Mamas Kollegin saß in unserer Küche, atmete, sprach. Sie war sehr, sehr betroffen; erzählte uns, dass Mamas letzte Gedanken allein uns galten. „Meine armen Kinder! Was wird bloß aus meinen Kindern?“, soll sie sich und wer weiß wen in ihrer



Am 16. Januar 1945 gingen zwei schwere Luftangriffe auf Magdeburg nieder. Um 11 Uhr bombardierte die 8. US-Luftflotte mehrere Fabrikgelände. Kurz nach 21 Uhr warfen britische Bomber großkalibrige Luftminen, Spreng- und Brandbomben ab, 38 Minuten lang. Es war einer der verheerendsten Luftangriffe auf eine deutsche Stadt im Zweiten Weltkrieg. Die Innenstadt wurde zu 90 Prozent zerstört. 2000 bis 2500 Menschen kamen ums Leben, 190 000 verloren ihr Zuhause. In Trümmern lag auch die Johanniskirche. Einem Mahnmal gleich blieb nur die Bronzeskulptur der „Trauernden Magdeburg“ aus dem Jahr 1906 unversehrt. Foto: Archiv Goldammer



Katja Lenßen (r.) schrieb die Erinnerungen ihrer 87 Jahre alten Oma Ingeburg Leuteritz (geb. Berger) auf, deren Mutter Gertrud am 16. Januar vor 70 Jahren bei der Bombardierung Magdeburgs starb. Foto: Privat

Todesangst gefragt haben. Wenn es überhaupt einen Trost geben konnte, dann vielleicht diesen.

Miteinander sprachen wir drei Geschwister damals nicht über unsere Mama. Auch später nicht. Es hätte zu wehgetan. Jeder war und blieb mit seinem Schmerz allein.

Da auch „mein“ Fotoladen beim Nachtangriff des 16. Januar zerstört worden war, blieb ich fortan zu Hause, übernahm Mamas Rolle: kochte, wusch, lief nach Essbarem.

Ursel schrieb an Vater. Keine leichte Aufgabe. Doch Vaters Briefe begannen jeder von Neuem über sieben lange Monate mit den Worten „Meine liebe Gertrud, ...“ Ursels Briefe gelangten nicht zu ihm.

Wir mussten lange warten, bis Mama endlich beerdigt werden konnte. Die Toten des 16. Januar und all der anderen Angriffe waren zu zahlreich und die gefrorene Erde zu hart, als dass die vielen Gräber hätten von Menschenhand ausgehoben werden können. Die ganze Stadt war überfordert. Erst die milderen Temperaturen des Frühlings verschafften vielen Opfern die letzte Ruhe. Wir drei Kinder und Onkel und

Tante von jenseits der Elbe standen dann in der ersten Frühjahrssonne am offenen Grab. Bei unserer Ankunft auf dem Neustädter Friedhof war Mamas Sarg schon hinabgelassen. Ich hätte so gern noch einmal hineingeschaut, doch andererseits: Sie war nun wirklich schon viele, viele Wochen tot. Wer weiß, was mir erspart geblieben ist?

Dennoch quälte mich viele Jahre die Skepsis, unter Mamas Grabstein könnte vielleicht eine wildfremde Person liegen. Warum sonst hätten die Bestatter den Sarg bereits in unserer Abwesenheit versenken sollen?

Doch selbst wenn dem so war, blieb mir doch die Hoffnung, dass andere Menschen an einem anderen Grab, in dem unsere Mutter vielleicht, vielleicht nicht lag, ähnlich um ihren Angehörigen trauerten und die wirkliche Ruhestätte unserer Mutter ebenso wie wir diese hier in Ehren hielten, sie besuchten und dem Grabstein etwas aus dem eigenen Leben erzählten.

Als ich bereits jenseits der Achtzig war,

fand meine erstgeborene Nichte heraus, dass meine jahrelange Skepsis unbegründet gewesen war. Mama liegt genau dort, wo wir sie jahrzehntelang betrauert haben.

Damals war ich siebzehn. Heute bin ich siebenundachtzig. Siebzig Jahre trennen mich von dem jungen Mädchen in mir. Siebzig Jahre trennen mich von meiner Mama. Sie fehlt mir immer noch.

Sie hat nicht erlebt, wie ihre eigene Mutter, nicht mal sechzigjährig, vor Kummer über den Tod ihres einzigen verbliebenen Kindes noch vor Kriegsende starb, wie ihr Mann im August 1945 aus Frankreich zurückkehrte und ihm dann eine fremde Frau aus der Nachbarschaft die traurige Nachricht überbrachte, dass seine Frau tot und die Kinder „verzogen“ waren. Ihre Wohnung mussten sie nach Kriegsende durchziehenden Sowjets überlassen, um dann vor Hunger zu Kartoffeldieben im eigenen Keller zu werden. (Zum Glück konnten wir nach ein paar Monaten in die halberstörte Wohnung zurückkehren.)

Mama erlebte nicht, wie ihre Älteste den Bund fürs Leben schloss und ihr das erste Enkelkind gebar. Ebenso wenig konnte sie mich verabschieden, als ich 1949 die Trümmerstadt verließ und gegen ein unversehrt gebliebenes sächsisches Kleinstädtchen eintauschte, in dem ich meinen geliebten Mann ausfindig machte – oder vielmehr er mich. Auch nicht, wie wir bald darauf nach Magdeburg zurückkehrten, um nun doch den Rest unseres Lebens hier zu verbringen. Schließlich konnte sie auch niemals stolz sein auf ihren Jüngsten, der es in der DDR als Arbeiterkind bis zum angesehenen Chirurgen gebracht hatte.

Die Frage „Was wird bloß aus meinen Kindern?“, die kann ich dir beantworten, Mama. Ich bin sicher, du wärst zufrieden mit uns gewesen. Nichts in unserem Leben war freilich so schmerzhaft wie dein früher, brutaler Tod, doch wir Kinder haben uns ans Leben geklammert. Du hast uns so viel Liebe mit auf unsere Wege gegeben, dass wir noch davon zehren konnten, als du schon längst nicht mehr bei uns warst.

Die gute Erinnerung an dich ist geblieben: Wie du mir heimlich Brot zustecktest, wenn ich bei Tisch mäklig gewesen war und Papa mich ohne Abendbrot zu Bett schickte; wie du mit uns um den Wellensittich trauertest, nachdem er – obwohl du es unzählige Male zuvor gewünscht hattest – von seinem Spaziergang auf dem Fenstersims nicht in seinen Käfig zurückgekehrt, sondern in die vermeintliche Freiheit geflogen war; oder wie du mir nicht allzu böse warst, als ich deinen Geburtstag vergaß – bis mich die zahllosen Hakenkreuzfahnen in unserer Straße wieder an ihn erinnerten, denn du warst am selben Tag wie Adolf Hitler geboren.

Mama, das Gute in uns, das wir dir verdanken, das bleibt. Der Schmerz allerdings auch. Wir mussten lernen, mit ihm zu leben, manchmal auch, ihn vor uns selbst zu verstecken, damit wir eine Chance hatten, trotz allem ein zumeist glückliches Leben zu führen. Vermisst haben wir dich immer. Jeder von uns.